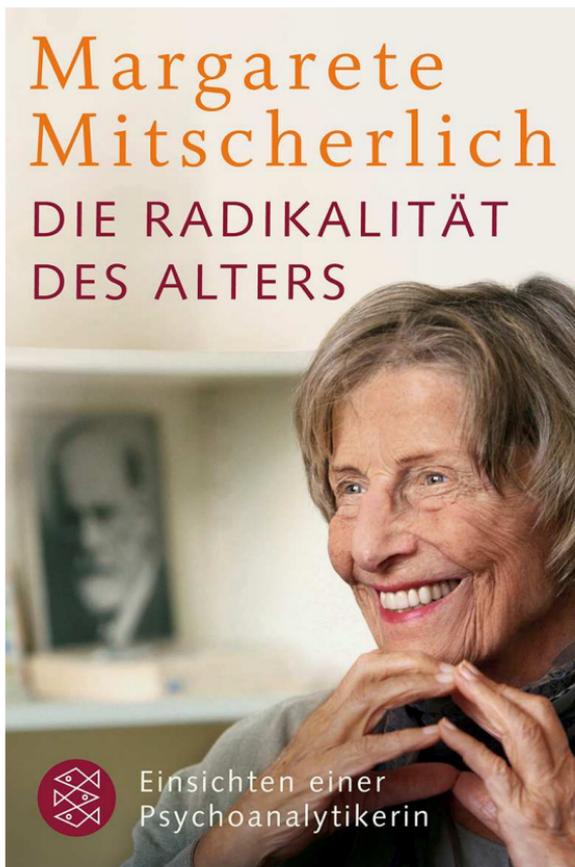


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Margarete Mitscherlich  
Die Radikalität des Alters



Preis €(D) 9,99 | €(A) 10,30 | SFR 14,90

ISBN: 978-3-596-18956-4

Sachbuch, 272 Seiten, Broschur

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011

## Lebenswerk und Lebenssinn

Was ist Lebenswerk? Ich bin 93 Jahre alt. Was hat diese Jahre beeindruckt, beeinflusst, was scheint mir, von heute aus gesehen, wesentlich für den Gang oder Lauf meines bisherigen Lebens gewesen zu sein? Ich möchte versuchen, Erkenntnisse über mich, mein Denken und Handeln, meine Welt, meine Geschichte zu gewinnen und wiederzugeben, was ich als Wahrheit in und um mich herum zu erkennen glaubte.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass mein »Lebenswerk« sich mit Emanzipation im weitesten Sinn beschäftigt, das heißt mit der Befreiung von Denkeinschränkungen, Vorurteilen, Ideologien, die in meinem Leben zur mörderischen Begeisterung für einen Verbrecherstaat und über lange Zeit zu einer neuen Variante der Entwertung der Frau und ihrer Stellung in der Gesellschaft führten. Ist »Lebenswerk« gleich Lebenssinn, oder ergibt sich »Lebenswerk« aus dem, was man als den Sinn seines Lebens ansieht? Keine so leicht zu beantwortende Frage, da im Laufe der Zeit Lebenssinn und Lebenswerk sich verändern, sich gegenseitig beeinflussen und von Zufall und »Schicksal« nicht verschont bleiben.

»Lebenswerk« und »Lebenssinn«: Damit ist unmittelbar auch die Frage der Ethik angesprochen. Aber was ist Ethik heute? Wer bestimmt, was »gut«, was »böse« ist? Gibt es sie noch, die für alle gültigen Werte und Normen oder die von allen geteilte Lehre vom »richtigen Leben«? Müssen wir

uns nicht eher mit der »traurigen Wissenschaft« zufrieden geben, mit den »Reflexionen aus dem beschädigten Leben«, wie sie uns Adorno als »Minima Moralia« nahegebracht hat?<sup>1</sup> Als ich vor einiger Zeit gefragt wurde, ob die Psychoanalyse nicht dazu neige, den Menschen die Verantwortung für ihr Handeln abzunehmen, indem diese sich auf Freuds »Das Ich ist nicht Herr im eigenen Hause« berufen könnten, wandte ich ein, dass gerade die Psychoanalyse vom informierten Zeitgenossen verlange, sich die unbewussten Dimensionen seiner Triebwelt, wie sie in seinen Wünschen, Affekten, Phantasien offenbar werden und sein Handeln beeinflussen, bewusst zu machen, um so eine begründete Verantwortung für sein Verhalten übernehmen zu können.

Ich bin weder Philosophin noch Historikerin und werde mich deshalb darauf beschränken, anhand autobiographischer Daten diese Wechselwirkung zwischen Leben, Lebenssinn und Lebenswerk zu veranschaulichen und psychoanalytisch zu verstehen. »Im Moment, da man nach Sinn und Wert des Lebens fragt, ist man krank, denn beides gibt es ja in objektiver Weise nicht«, so Freud. Also war ich krank, denn darüber, was mein Leben für einen Sinn haben könnte, habe ich schon früh nachgedacht. Oder war ich nur ein Kind meiner Zeit und Kultur, die verlangten, dass man seinem Leben eine Bedeutung gab? Jedenfalls mit etwa sechs, sieben oder acht Jahren meinte ich, es darin erkannt zu haben, dass ich meine Mutter glücklich machen sollte. Nicht, dass meine Mutter besonders viel Unglück ausstrahlte, aber ich glaubte doch früh zu erkennen, dass die Heirat mit meinem Vater für sie ein Akt der Resignation gewesen war, dass die »große Liebe« ihrer Vergangenheit angehörte. Das mag auch durchaus so gewesen sein, obwohl mir mittlerweile klar ist, dass der Wunsch, seine Mutter glücklich zu machen, von vie-

len meiner Analysandinnen geteilt wird, ihr Leben und ihr Verhalten nicht unwesentlich prägt und von Deutungen des mütterlichen Seelenlebens abhängt, die mehr eigenen Phantasien entnommen sind als der Realität. Jedenfalls störte es mein seelisches Gleichgewicht erheblich, wenn ich meine Mutter traurig wähnte.

Mein Vater, ein denkbar verlässlicher, etwas zur Depression neigender Mann, war ihr sehr zugetan, sah vielleicht in ihr durchaus das, was ich als »große Liebe« ansah, wenn er überhaupt geneigt war, in diesen Kategorien zu denken. Jedenfalls hatte er, bevor sie in sein Leben trat, ein ziemlich freudloses Leben als Witwer mit drei Kindern geführt, so zumindest sah ich es oder wollte es so sehen. Dass sein wie mein Leben erst mit ihr begann, schien mir selbstverständlich.

Wie dem auch sei: Für mich war es eine Lebensaufgabe, meine Mutter glücklich zu machen, was mir in gewisser Weise sogar gelungen zu sein scheint. Das ist sicherlich ein Glücksfall, den ich hochzuschätzen gelernt habe, denn gerade der fehlte manchen meiner Analysandinnen, die an demselben »Symptom« litten, aber keine Chance hatten oder sich die Chance verdarben, ihre »Mutter glücklich zu machen«.

Ich hatte also Glück – aber warum? Ich denke, die Theorie der Psychoanalytikerin Melanie Klein, nach der das Kleinkind im ersten Lebensjahr verfolgenden und destruktiven Phantasien (paranoid-schizoide Phase) ausgesetzt ist, um mit wachsender Beziehungsfähigkeit zur emotionalen, mitmenschlichen Umgebung Schuldgefühle und Wiedergutmachungsbedürfnisse zu entwickeln (depressive Phase), würde folgende Antwort anbieten: Das Verhältnis Mutter und Tochter habe sich bei mir so gestaltet, dass ich in die depressive Phase eintreten und die früheste Phase mit ihren Verfolgungs-

phantasien so weit überwinden konnte, dass ich Schuldgefühle zu empfinden lernte und der unbewusste Wunsch nach Wiedergutmachung dieser für das erste Lebensjahr typischen aggressiven Phantasien immer stärker wurde. Es dauert ja manches Jahr, bis ein Kind zwischen Phantasie und Realität zu unterscheiden lernt. Wenn es sich um Phantasien handelt, die unbewusst sind und bleiben, mag deren Wirkung auf Charakter und Verhalten sich jedoch über ein ganzes Leben erstrecken. Bei mir überwog das Urvertrauen wohl bald die destruktiven Phantasien, die als Abwehr und Ausdruck der völligen Hilflosigkeit des Kleinkindes anzusehen sind, wie auch die Neigung, die nie ganz überwunden wird, sein eigenes Innenleben auf den anderen zu projizieren und zu glauben, dessen Innenleben (projektive Identifikation) zu kennen und beeinflussen zu können.

In meiner frühen Kindheit war meine Mutter die Einzige, bei der ich mich vollkommen aufgehoben fühlte, in deren Gegenwart ich mich meinen Gedanken, meinen Phantasien unbefangen zuwenden konnte, ohne dass ich Angst entwickeln musste, die äußere Welt dabei zu verlieren. Geben und Nehmen, so schien es mir, hielten sich im Gleichgewicht je nach Alter und Bedürfnissen von Mutter und Tochter – das aber vermissten viele meiner Analysandinnen, die glaubten, ihre Mutter nie zufriedenstellen zu können; dementsprechend gelang es ihnen nur selten, selbst glücklich und entspannt zu sein. Bewusst litten sie oft wenig unter Schuldgefühlen, in ihrem Charakter und Verhalten zeigten diese sich jedoch umso deutlicher. Ihre aggressiven Phantasien projizierten sie auf die Mutter, und sie neigten dazu, in ihren Liebes- und Freundschaftsbeziehungen ein Gefühl der Unzufriedenheit zu vermitteln: »Das Glas war nie halb voll, immer halb leer.« Sie waren wie ich zeitweilig »Tomboys«, das

heißt Mädchen, die durch ihr Verhalten zeigen, dass sie lieber ein Junge gewesen wären. Für Freud entsprechen diese Wünsche der »phallischen Phase« kindlicher Entwicklung, in der das Mädchen als Mann die Mutter glücklich machen möchte – und das klappt selten oder nie. Meine Analysandinnen gingen im späteren Leben oft lesbische Beziehungen ein, die nicht weniger konfliktreich waren als das Verhältnis zur Mutter. Ich wählte einen anderen Weg, nicht ich war der Mann, der meine Mutter glücklich machen sollte, ich suchte ihn für mich aus, um ihn meiner Mutter zu übergeben. Ich werde darauf zurückkommen.

Die Atmosphäre der sicheren Distanz und die »Raum« ermöglichende Beziehung zu meiner Mutter erlaubten es mir, mich meinen Gefühlen und Phantasien hinzugeben, ohne allzu große Angst zu haben, meine Mutter könne mir innerlich verlorengehen. Ich las alles, was mir in die Finger kam, damit entfernte ich mich eher von meiner Mutter, was mich aber offensichtlich nicht bedrückte, denn Lesen war eine Sucht, die mir die Mutter erlaubte, mein Spitzname im Quartett mit den drei besten Freundinnen war »Leseratte«.

Ich war in der »Glückshaube« geboren, und offensichtlich erlebte ich mich bis zu meiner relativ früh einsetzenden Pubertät immer noch in einer schützenden Haube geborgen. Mein Vater, ein von seiner Arbeit oft überforderter Landarzt, war mir eher fremd. Wenn ich mit ihm allein war, fühlte ich mich unfrei, beklommen und wenig geneigt, Persönliches mit ihm zu besprechen. Also mein Lebenssinn war, meine Mutter glücklich zu machen, und ich war mir auf naive Weise sicher, dass sie das auch akzeptierte. Bin ich deswegen Psychotherapeutin geworden, wollte ich sie oder mich heilen oder später meine Mitmenschen glücklich machen? Oder spielte etwas anderes dabei die wesentliche

Rolle, etwas, das ich nicht wahrhaben wollte, nämlich die Unfähigkeit, einen »Dritten« neben mir zu dulden? Verleugnete ich dessen Existenz im Seelenleben meiner Mutter? Zumindest war ich fest davon überzeugt, dass weder mein Vater noch mein Bruder ernstzunehmende Rivalen im Kampf um die Liebe meiner Mutter waren. Nur einen gab es: den verstorbenen Verlobten, dessen Bild auf ihrem Schreibtisch stand und den sie oft erwähnte. Diesen zu erobern oder ihn als Rivalen bei meiner Mutter aus der Welt zu schaffen hat manche meiner Lebensentscheidungen beeinflusst.

Das war also meine Art, mit dem seit Freud so berühmten Ödipuskomplex umzugehen.

Wie zu erwarten war, änderte sich die Beziehung zu meiner Mutter während meiner Pubertät, wenn auch nicht grundsätzlich, so doch im Sinne dessen, dass sie nicht mehr alleiniger Mittelpunkt meines Lebens war. Neben ihr gab es andere und anderes, was durchaus in ihrem Sinne war. Meine Freundinnen wurden auch die ihren, was mich weit mehr befriedigte, als dass es mich eifersüchtig machte.

Mit 14, 15, 16 Jahren steht man vor der Aufgabe, erwachsen zu werden, Lebensweg und Lebenssinn richten sich darauf ein, für sich selbst verantwortlich zu sein. Die Abhängigkeiten von Menschen in der äußeren Welt wie von deren Bedeutung in der inneren sind langsam, aber sicher von anderer, bisher unbekannter Natur. Die große weite Welt öffnet sich uns, wir gehen mit gespannter Erwartung der Zukunft entgegen, schüchtern erst, je mehr man von der Welt zu wissen glaubt und je mehr man sich mit wachsender Erfahrung darüber klar wird, wie wenig man von ihr weiß bzw. dass man nur sieht, was man weiß oder glaubt zu wissen. Angst und Unkenntnis der eigenen Gefühlswelt stehen in einem unmittelbaren Zusammenhang. Je weniger wir mit unseren Ge-

fühlen verstehend umgehen können, umso ängstlicher sind wir und umso geringer ist die Neigung, uns dem Unbekannten zu öffnen, neugierig auf das »Nicht-Identische« zu sein oder es überhaupt wahrnehmen zu wollen. Die ödipale Stufe der Entwicklung zu erreichen, das Verbot seiner inzestuösen Wünsche zu verinnerlichen, ein Über-Ich auszubilden und mit Hilfe dieser psychischen Struktur der symbiotischen Beziehung zur Mutter zu entfliehen wird auch als Tor zur Welt bezeichnet, in der der andere als anderer wahrgenommen und die Vielfältigkeit des Lebens erkannt wird.

Mit dem Verlassen des Elternhauses – ich war kaum 15 Jahre alt –, mit dem Eintritt in eine neue Schule in der »Großstadt« Flensburg, mit der größeren Unabhängigkeit von Familie und Eltern, mit der Erfahrung eines zuerst überwältigenden, dann nachlassenden Heimwehs, der Aufnahme neuer Eindrücke änderte sich auch der »Sinn meines Lebens«. Ich begann darüber nachzudenken, was das eigentlich heißt: Du willst deine Mutter glücklich machen. Dahinter steckte doch die altmodische Vorstellung, Glück sei Liebe und dieses durch Heirat mit dem »richtigen« Mann zu erreichen. Dieses Glück hatte ja meine Mutter – so meinte ich – sowieso verpasst, weswegen ja für mich wenig Aussicht bestand, dass dieser mein »Lebenssinn« erfüllt werden könnte. Das waren so gelegentlich auftauchende Gedanken, und ich trat in die zweite Phase meines »Lebenssinnes« ein. Ich war hungrig auf Welt und Wissen, dann kamen die Verliebtheiten mit 16 oder 17 Jahren, die gemeinsam beredete Sache mit meinen Freundinnen waren, aber der Mutter eher verschwiegen wurden, und die ich mit ziemlicher Wucht seelischer Natur hinter mir ließ, als ich mich in meine Deutschlehrerin verliebte. Diese öffnete mir und meinen besten Freundinnen die weite Welt der Literatur, in der man mit

ganz anderen Schicksalen und Lebensweisen als den eigenen konfrontiert wird. Sie förderte unsere Fähigkeit, kritisch zu denken, Gefühle mit Gedanken zu verbinden, mit anderen Worten: aus Erfahrung zu lernen. Und sie öffnete uns auch die Augen dafür, wie primitiv die Ideologie des ›Dritten Reiches‹ war und dass es in Deutschland Menschen gab, die die Entwicklung zum ungehemmten »Nationalsozialismus« distanziert und illusionsfrei wahrnahmen. Im Grenzland Nord-schleswig (Sönderjylland) war eine solche Haltung in der deutschen Minderheit kaum zu finden. Wie meist in Grenzgebieten zweier Nationen, wo jeder der Rivalen sein überlegenes Wertgefühl zu verteidigen sucht, vernebelt der Nationalismus kritische Sicht oder Einsicht.

Wünsche, zu einem anderen Teil des Selbst, meines Lebens vorzustößen, wurden bei mir wach, die anderswo angesiedelt waren als den »richtigen Mann« zu finden, eine Familie zu gründen mit dem glücklichen Ende »and they lived happily ever after«. Das schien mir wie vielen meiner Generation kitschig und spießig zu sein, wir wussten zu viel, um an dauerhaftes eheliches Glück glauben zu können. Wir wollten einen Weg darüber hinaus, der Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft einschloss und offen blieb bis ans Lebensende. Es war klar, außer dem traditionellen frauenspezifischen Streben nach Glück im Sinne von Ehe und Familie gab es andere wahrhaftigere, spannendere Ziele. Aber das war natürlich auch eine Wiederholung früher Lebenseinstellungen, in einer neuen Lebensphase zog ich die Frau dem Mann vor.

Die Liebe zu meiner Lehrerin, der Wunsch, in ihr mein Vorbild zu sehen, war auch eine Wiederholung früher Lebenseinstellungen; in einer neuen Lebensphase war es wiederum eine Frau – meiner Mutter nicht ganz unähnlich –, die ich den Männern vorzog.

Meine erotische Zuwendung zum anderen Geschlecht beeinflusste die Wahl meiner Lehrerin als Vorbild und Liebesobjekt allerdings nicht, was auch bedeutete, dass ich gleichzeitig auf Vatersuche war. Ich suchte ihn in diesem oder jenem Lehrer, im Vater meiner Freundin, in deren Familie ich in den letzten beiden Jahren meiner Schulzeit als Ersatz für die aus dem Haus gegangene Tochter aufgenommen wurde. Er war bis 1937 Polizeipräsident. In seinem Haus fand man viele der bereits verbotenen Bücher, wie z.B. Freuds oder Brechts Schriften. Er war der Sohn eines preußischen Generals, seine Mutter ließ sich mit »Exzellenz« anreden und die Hand küssen, worüber er sich lustig machte. Er war also ein kritischer und überlegener Mensch und entsprach meiner Vatersuche. Wiederum änderte sich mein alter Lebenssinn: meine Mutter glücklich zu machen, ohne dass ich mir bewusst darüber im Klaren war. Brauchte ich diesen »Sinn«, um meinem Leben Struktur zu geben bzw. ein Gefühl für Zeit zu entwickeln, damit das Leben mir nicht wie Sand durch die Finger floss? Kultur ohne Struktur hat keinen Boden. Aber wollte ich sie überhaupt noch glücklich machen, wie konnte das denn aussehen, war das nicht nur naiv?

Bewusst und Unbewusst sind zweierlei seelische Bereiche, die einander fremd sind; das bewusste Ich wird von seinen der Verdrängung anheimgefallenen Triebimpulsen weitgehend beherrscht, ohne seinen Gegner auch nur wahrzunehmen. Das Ich ist nach Freud bekanntlich nicht Herr im eigenen Haus. Davon wusste ich, bevor ich selber eine Analyse begann und mich in diesem Fach ausbilden ließ, nicht allzu viel.

Ich verband mich mit einem Mann, der an Tuberkulose litt, darin ähnlich der »großen Liebe« im Leben meiner Mutter, der Verlobte, der kurz vor der Hochzeit mit ihr an

ebendieser Krankheit sterben musste. Diesen kranken jungen Mann, meinen Freund, schickte ich zu ihr, damit sie ihm helfen sollte, wieder gesünder zu werden. Das endete in einer ziemlichen Katastrophe, ich entfloh dieser Verbindung, meine Mutter aber war noch eine ganze Zeit mit einem seelisch sehr gestörten Menschen konfrontiert, der ihr das Leben ziemlich schwer machte. Mein Versuch, meine Mutter glücklich zu machen, war offensichtlich gescheitert. Es war gewissermaßen der unbewusste Versuch, ihre Liebeswahl zu wiederholen oder auch, ihr den Verlobten in eigener Machtvollkommenheit zurückzugeben, eine Rückkehr in die Vergangenheit, die nicht durch das »Schicksal« ihren Abschluss finden sollte, sondern durch eigenen Willen, um dadurch ihre Trauer endgültig zu beenden.

Irgendwie hatte ich den »Verlobten« meiner Mutter als hintergründige Vaterfigur oder Geliebten satt – aber wie diesen »Geist« los werden? Es gab noch einen zweiten Geist in der Familiengeschichte meiner Mutter: ihren Vater. Sie war erst sechs Jahre alt, als er starb. Er war Kürschner und Pelzhändler gewesen. Im Keller ihres Elternhauses hatte sie oft ein Familienwappen derer von Leopoldstein bewundert, und es hieß, die Familie Leopold sei adligen Ursprungs und stamme aus Österreich. Nähere Untersuchungen machten es eher wahrscheinlich, dass die jüdische Herkunft des Vaters verborgen werden sollte.

Wollte ich meine Mutter überhaupt noch glücklich machen? Ich glaube schon, obwohl – sei es mir bewusst oder unbewusst – mittlerweile Glück wie Unglück ganz andere Inhalte bekommen hatten; das galt auch für meine Mutter. Mir schien, um glücklich zu sein, sollte sie sich mit ihrer Seele auseinandersetzen, an ihren Erinnerungen arbeiten, sich über sich und »ihre Wahrheit« so viel wie möglich Ge-

danken machen, sie war ja eine intelligente, warmherzige, begabte, gebildete Frau. Mit anderen Worten: Für sie sollte der Weg zum Glück den gleichen kritischen Inhalt haben, wie es mittlerweile für mich der Fall war – nämlich die Psychoanalyse, die zu immer neuen und nie endenden Erkenntnissen über die Wahrheiten der eigenen und fremden Seele führte und damit auch zur genauen Wahrnehmung dessen, was die Welt im Innersten zusammenhält – oder auch nicht zusammenhält.

Der Ursprung meines Wunsches, meine Mutter glücklich zu machen – so glaubte ich mittlerweile –, war in dem Bedürfnis zu suchen, sie von der Trauer um ihren verstorbenen Verlobten zu befreien, die ihr nie ganz erlaubt hatte, im Hier und Jetzt zu leben. Die »Unfähigkeit zu trauern« war bei ihr – wie bei so vielen ihrer Zeitgenossen – allzu lange mit einer Unfähigkeit verbunden, Idealisierungen aufzugeben und sich der realen Gegenwart zuzuwenden. Zweifellos war sie ein liebes- und leidensfähiger Mensch. Mit anderen Worten, sie ließ weder ihre Kinder noch ihren Mann oder Freunde ins Leere laufen, wenn sie ihre Gefühle offen zeigten und bei ihr Verständnis suchten, wie das bei einer bestimmten Art von Trauerkranken, von mir als Hoffnungsranke bezeichnet, der Fall ist, die niemals die Hoffnung aufgeben, den Geliebten zurückzugewinnen und sonst für nichts und niemand wirkliches Interesse aufbringen. So war meine Mutter gewiss nicht. Dennoch litt ich als Kind immer wieder unter ihren traurigen Augen – dann schien sie mir fern und unerreichbar, wofür ich mir die Schuld gab. Was der Beschreibung der Psychoanalytikers André Green nahekommt, der das Phänomen einer durch ihre Trauer abwesenden Mutter oder einer ähnlich bedeutsamen Person mit dem Begriff der »toten Mutter« bezeichnet.<sup>2</sup> Das Wesen des traumatisierten

Menschen, dessen Trauer unverarbeitet blieb, ist der psychische Stillstand.

Die verschiedenen Abschnitte meines Lebens, die ich in Bezug auf die Entwicklung meines »Lebenssinnes« bisher darzustellen versuchte, erstreckten sich über folgende Zeitgeschichte: 1917 gegen Ende des Ersten Weltkrieges an der dänisch-deutschen Grenze geboren, erinnere ich mich noch an Zeiten, in denen ich aus Kartoffeln und Rüben auf meinem Teller einen Garten mit Gemüsebeeten machte, weil ich keine Lust hatte, Kartoffeln und Rüben zu essen. Daraus ergibt sich natürlich, dass wirklicher Hunger bei uns nicht zu Hause war. 1920 erfolgte dann die Abstimmung, die dazu führte, dass der Teil Schleswigs, in dem ich geboren war, Dänemark zugeschlagen wurde – zur Begeisterung meines Vaters, der aus national-dänischer Familie stammte, die seit dem verlorenen deutsch-dänischen Krieg 1866 für die Wiedervereinigung, »Genforening«, mit Dänemark gekämpft hatte. Kummer bei meiner Mutter, die aus Lübeck stammte und – wenn auch gemäßigt – doch eine nationalgesinnte Deutsche und Bismarck-Verehrerin war. Der Begriff »Wiedervereinigung« galt also für die Dänen und nicht für die deutsche Minderheit. Sie war nicht zu vergleichen mit der zweiten »Wiedervereinigung«, die ich erlebte, die zwischen Ost- und Westdeutschen 1989. Der Unterschied war eklatant. 1920 musste sich eine Minderheit nach rechtmäßiger Wahl diesem Ergebnis fügen – es blieb der nationale Unterschied in der Familie oder im Lande und nicht der einer Entfremdung von Angehörigen gleicher Nationalität, wie es nach Ende der ersten Euphorie bei der deutschen Wiedervereinigung der Fall war, als sich gemeinsam Besiegte quasi als Gewinner und Verlierer fühlten und nicht als ein wiedervereintes Ganzes.

Meine Eltern hatten 1912 geheiratet, als Nordschleswig ein Teil des deutschen Reiches war; mein Bruder wurde 1915 geboren, da hatte der Erste Weltkrieg schon begonnen. Es gibt einen langen Briefwechsel zwischen meinem Vater und meiner Mutter vor ihrer Heirat, in dem sie sich damit auseinandersetzen, ob und in welcher Weise die unterschiedlichen Nationalgefühle zu einem Störfaktor der zukünftigen Ehe werden könnten. Damals allerdings war Deutschland eine Großmacht, Dänemark ein kleines Land, das nach dem letzten Krieg große Teile seines Landes an Deutschland hatte abgeben müssen und entsprechend unfreundliche Gefühle diesem Land gegenüber hegte; die einzige Landesgrenze Dänemarks – eine Halbinsel – ist die zu Deutschland.

Als meine Eltern heirateten, war das zweifellos von Seiten meiner Mutter eher eine Vernunftehe und von Seiten meines Vaters eine Liebesheirat. Sie war die geliebte Lehrerin der drei Kinder aus der ersten Ehe meines Vaters. Alle Kinder, auch mein Vater, mussten, nachdem ihr Land 1866 preussisch geworden war, Schulen besuchen, in denen das Dänische als Schulsprache verboten war. Das war für meinen dänischen Großvater, der Lehrer war, eine schwere Kränkung. Einen deutschen Verdienstorden für seine erfolgreiche Tätigkeit lehnte er dementsprechend ab.

Wenn Glück auch immer etwas mit Werten zu tun hat, heißt das, wo man die größeren besseren Werte zu sehen glaubt, ist auch das Glück zu suchen. Das große Deutschland war mehr wert als das kleine Dänemark, meine Mutter mehr als mein Vater, deshalb ärgerte mich besonders, in einer Welt leben zu müssen, in der Männer mehr wert waren als Frauen, was mir zunehmend bewusst wurde. Weswegen ich natürlich auch Wert darauf legte, das Gegenteil beweisen zu können. Mein eineinhalb Jahre älterer Bruder, im-

mer ein Rivale, besuchte die dänische Schule, eine staatliche Schule, die größer war als die deutsche Privatschule, die ich mir, in Identifikation mit meiner Mutter, gewählt hatte. Vielleicht war er klüger als ich, so dachte ich mir, auch wenn für mich die Entscheidung nach wie vor bewusst und eindeutig war, Deutsche zu werden, wie für ihn, Däne zu sein, aber dass ich in der dänischen Schule möglicherweise schlechtere Zensuren haben könnte als er und nur in der kleineren deutschen Schule gut war, diesen Gedanken wies ich immer schnell zurück. Dennoch war die Rivalität, die von ihm ausging, schärfer und affektiver als diejenige, die ich meinem Bruder gegenüber verspürte. Es war klar, mein »Vaterland« war symbolisch Mutterland, und mit dieser nationalen Wahl war ich meiner Mutter nähergekommen, er hingegen hatte sich mit seiner Wahl von ihr entfernt. Während der Pubertät kam es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen ihm und seinem Vater, was ihn allerdings nicht davon abhielt, an seinem Dänentum festzuhalten, später in Kopenhagen Jura zu studieren, eine Dänin zu heiraten und während des Zweiten Weltkriegs ein aktives Mitglied des dänischen Widerstands zu werden. Auch er kämpfte leidenschaftlich für seine Überzeugung, die richtige »nationale« Wahl – mit all ihrer Symbolik – getroffen zu haben. Er stand bei Kriegsende als derjenige da, der sich für die »besseren Werte« entschieden hatte. Dass ich ihm darin Recht geben musste – was die Nazi-Entwicklung Deutschlands betraf – hat der Beziehung gutgetan. In unseren politischen Wertvorstellungen stimmten wir bereits seit der Besetzung Dänemarks im April 1940 überein.

Die kindliche Richtung der Vorstellung von Glück, entsprechend anerkannter Werte, änderte sich mit meinem Leben in Deutschland und der zunehmenden Macht der Nazis. Das große Deutschland, das ich für so viel besser gehalten

hatte als das kleine Dänemark und dessen Idealisierung mit der meiner Mutter übereinstimmte, füllte seine Größe mit Werten, die den sich entwickelnden eigenen Werten zunehmend widersprachen. Das tat der Liebe zu meiner Mutter zwar keinen Abbruch, aber die Abhängigkeit von ihr, insbesondere was die Wertewelt betraf, verschob sich zugunsten meiner Lehrerin, deren pädagogischer Eros unmittelbar auf die von ihr gelehrten Fächer Deutsch und Philosophie ausströmte und jegliche Nazi-Ideologie für uns Schülerinnen nur lächerlich erscheinen ließ.

Dass ich zudem auf deren, wie mir schien, differenzierteres und kritischeres Urteil entsprechend mehr Wert legte als auf das meiner Mutter, kann man als typisch pubertäre Entwicklung mit entsprechender Ablösung von Elternfiguren auffassen, aber es entsprach auch der Realität, wie sie durch meinen Vater vertreten wurde, der früh wahrnahm, welches Verhängnis Hitler für Deutschland und die Welt werden sollte. Mein Vater und seine Welt gewannen dadurch deutlich an Wert.

Aus der Bewunderung für die große deutsche Nation, meinem Ideal, wurde also mit dessen Übergang zum »Tausendjährigen Reich« und dessen Herrenrasse das Gegenteil, nämlich Verachtung und Abscheu. Ein sehr schmerzlicher Vorgang, weil das natürlich auch eine Entwertung der eigenen Person bedeutete. Außerdem war das Nazi-Reich in dieser Zeit sehr mächtig; sich dagegen aufzulehnen war gefährlich, was ich dann auch zu spüren bekam: Zwei meiner Freundinnen und ich, die wir unsere Ansichten wohl allzu deutlich geäußert hatten, sollten zeitweilig daran gehindert werden, das Abitur zu machen. Die Auseinandersetzungen um unsere »politische Zuverlässigkeit« fanden nur wenige Monate vor Schulabschluss statt und machten mir große

Angst, denn ich konnte mir ein Leben ohne Studium nicht vorstellen, und wie schnell konnten Lebenserwartungen vernichtet werden. Zunehmend regierten Angst und Hass in meiner Seele gemeinsam, was mein Leben in Nazi-Deutschland anging, ein Leben, das gleichzeitig seinen alltäglichen Lauf nahm, was Studium und Freundschaften betraf.

Der zweite Abschnitt meines »Lebenssinnes«, meine Mutter glücklich zu machen, fiel also in die Zeit meiner ersten Abwesenheit vom Elternhaus, meiner Schulzeit in Flensburg bis zum Abitur. Nicht mehr eine »erfüllte Ehe« war das Ziel meines Lebens, auch nicht mehr Inhalt dessen, was dazu beitragen sollte, meine Mutter glücklich zu machen, sondern geistige, menschliche, mittlerweile auch politische Werte; diese Werte zum Siege zu führen, das war Sinn des Lebens, sollte auch Sinn des Lebens meiner Mutter sein. Und sie wurden es auch. Weihnachten 1939 konnte ich sie davon überzeugen, dass man kein »Vaterlandsverräter« sein musste, um die Niederlage des ›Dritten Reiches‹ im Zweiten Weltkrieg zu ersehnen. Zwischen zwei Kulturen lebend, erkannte ich zunehmend die Wesensunterschiede der beiden Völker – meine deutschen Freunde neigten zum Idealisieren, waren autoritätsgläubiger als meine dänischen, nicht alle natürlich, aber die Atmosphäre in Deutschland war stärker von Pflicht und Strenge, auch Humorlosigkeit geprägt, als ich es in Dänemark erlebte, wo mehr gelacht wurde, auch über sich selbst. Mit dem ›Dritten Reich‹ änderte sich sowieso alles, auch, wie mir schien, die »deutsche Mentalität«.

Daneben bestanden immer noch die allgemeinmenschlichen Zukunftsvorstellungen, in denen mir irgendwann eine Familie, ein Mann und Kinder vorschwebten. Es gab junge Männer, in die ich mich verliebte, von denen aber nie einer so etwas wie »der Richtige« zu sein schien. Meine beste

Freundin, mit der ich meine Wertewelt, meine Interessen, die letzten Jahre meiner Schul- wie meiner gesamten Studienzeit teilte, war mir wichtiger als die jungen Männer. Ich höre mich noch wiederholt äußern: »Meine Mutter und meine Freundin genügen mir.«

Mit all diesen Veränderungen meines »Lebenssinns« schritt auch die unglückselige Entwicklung Deutschlands einher. Immer deutlicher stellte sich heraus, dass Nazi-Deutschland auf einen Krieg zuing, 1938 war das unübersehbar, dazu kam die hemmungslose Entwicklung des Antisemitismus; die brutalen Vernichtungswünsche den Juden gegenüber; das, was in allen Zeitungen stand und in Hitlers *Mein Kampf*, den niemand las, längst auch dokumentiert war, wurde in den Novemberpogromen von 1938 in aller Öffentlichkeit manifest, und das war – wie wir wissen – nur der Beginn des Schrecklichen. Idealisieren einerseits, verfolgen und sich verfolgt fühlen andererseits beherrschten das Klima im Nazireich, rücksichtslos vorangetrieben von Goebbels' Propaganda.

Mein Vater war im Herbst 1937 gestorben, ich begann mein Studium in München mit Deutsch, Geschichte und Englisch, belegte im nächsten Semester außerdem Romanistik und Theaterwissenschaften, weil die bis heute bekannten Professoren Vossler und Kutscher die beiden einzigen Professoren waren, die mir nicht vom Nazi-Virus angesteckt zu sein schienen und Interessantes zu bieten hatten. Dieses Wissen teilte ich mit einer ganzen Anzahl von Kommilitonen. Dennoch war die geisteswissenschaftliche Richtung vorwiegend braun gefärbt, und ich begann Medizin zu studieren, was auch immer der Wunsch meines Vaters gewesen war – außerdem ein Fach, das objektives Wissen lehrte und nicht so leicht ideologisiert werden konnte, so glaubte ich damals noch.

Der Krieg begann, und ich wusste meine Mutter auf meiner Seite in der Überzeugung, dass nur die Niederlage Nazi-Deutschlands uns vor der Barbarei zu schützen vermochte. Die Mutter-Tochter-Beziehung, wie man sieht, war immer noch sehr eng, wenn ich mich auch oft als die Mutter meiner Mutter empfand. Ich hatte ihren »Mangel« (Lacan), das, was ihr meiner Meinung nach fehlte, nicht durch einen Mann aufzufüllen, sondern durch gleiche Werte, damit wir »eins« blieben. Durch das Teilen gemeinsamer, durch Sprache zu vermittelnder objektiver Erkenntnisse glaubten und hofften sie und ich uns einer denkenden, über den Nationen stehenden Allgemeinheit zugehörig und dieser verbunden. Rückblickend ist meine Bewunderung groß, wie sie als Witwe ihr Leben zu meistern verstand. Sie klagte nicht, verlangte keine besondere Aufmerksamkeit, die ich ihr deswegen natürlich umso lieber gab. Und offensichtlich musste ich sie immer noch glücklich machen.

Ich ging – wie ich schon erwähnte und besser verstehen lernen möchte – eine Beziehung mit einem Mann ein, der an Tuberkulose litt. Was mich dazu bewog, kann ich nur auf meinen »Lebenssinn« zurückführen, denn verliebt war ich eigentlich nie in ihn. Dazu kam ein irrationales Bedürfnis, Opfer zu sein, wie es Hermann Broch in seinem wunderbaren Roman *Esch oder die Anarchie*, dem zweiten Band seiner Trilogie *Die Schlafwandler*, eindrücklich schildert, die den Fortschritt des Werteverfalls auf Deutschlands Weg zum ›Dritten Reich‹ zum Thema hat. Mit der Wahl dieses Mannes wollte ich offenbar das Schicksal meiner Mutter wiederholen, denn damals glaubte man noch, wer unter Lungen-Tbc litt, sei dem Tod geweiht. Meine Mutter, bei der mein Freund sich öfter erholte, hatte ihn offenbar gern und übersah im Großen und Ganzen seine erhebliche Neurose. Die

Verbindung dauerte bis nach dem Kriege. Als es keine Nazis mehr gab, die er mit Recht und klarer Einsicht hassen konnte, wurde offenbar, wie gestört dieser sehr intelligente Mann war. Er konnte sich in einer Welt, in der er sich nicht bedroht fühlte, nur schwer zurechtfinden, die selbsterstörenden wie die paranoiden Züge seines Charakters wurden überdeutlich. Was gewiss nicht andeuten soll, dass Menschen, die mit Hitler nicht übereinstimmten, Paranoiker waren, auch wenn es solche – damals wie eh und je – gegeben haben mag, aber die »Atmosphäre« der Verfolgung und des Verfolgtwerdens, die das Nazireich beherrschte, verging mit dem Untergang Hitlers so schnell nicht.

Zwei Jahre nach Kriegsende übernahm ich einen Posten als Ärztin in der Schweiz, mein Freund blieb zurück: Die Situation war für meine Mutter alles andere als einfach. Verfehlte ich meinen Lebenssinn, »meine Mutter glücklich zu machen«? Oder vergaß ich ihn? Oder wollte ich mich unbewusst dafür rächen, dass mein Vater- und Partnerbild vorwiegend durch sie und ihren nie vergessenen Verlobten geprägt war? Ohne es zu wollen, hatte sie durch die Trauer und die Idealisierung des verstorbenen Verlobten das Ihre dazu beigetragen, dass mein Vater nie in den Mittelpunkt meines Interesses und meiner Suche nach einem Vorbild rückte. Die Idealisierung des »Vaterlands«, das ja für mich eindeutig ein Mutterland war, hatte ich seit langem beenden müssen.

Als neue Möglichkeit eines Ideals wandte ich mich der Psychoanalyse zu, vorübergehend hatte ich die Wahrheit in der Anthroposophie gesucht, die mich aber nicht überzeugen konnte, die Psychoanalyse umso mehr. Das Interesse an der Psychoanalyse belebte sich durch die Liebe zu einem Mann, den ich einige Jahre später heiraten sollte. Wir kannten uns flüchtig aus Heidelberg, ich traf ihn 1947 zufällig

in der Schweiz wieder, das heißt im Tessin »unter Palmen«, der Inbegriff des Paradieses für eine, die die letzten Kriegs- und Nachkriegsjahre im hohen Norden verbracht hatte. Mit dieser sich vertiefenden Liebe und der Geburt meines Sohnes begann eine neue Phase meines Lebenssinns. Zum ersten Mal waren meine Ideale beruflicher und weltanschaulicher Natur mit einem Mann verbunden und durch ihn erweckt.

Um meine medizinischen Kenntnisse zu erweitern, war ich in verschiedenen Kliniken tätig, bildete mich in Psychotherapie und Psychoanalyse aus. Als alleinerziehende Mutter wollte ich mich auch beruflich soweit wie möglich vervollständigen. Mein Sohn war noch keine zwei Jahre alt, als ich ihn schweren Herzens in die Obhut meiner Mutter nach Dänemark gab. Wollte ich sie glücklich machen? Oder glaubte ich meinen Sohn dort besser aufgehoben, wo auch mein Halbbruder und dessen Familie sich seiner anzunehmen bereit waren? Sicherlich beides. Jedenfalls war meine Mutter glücklich, ihre »traurigen Augen«, unter denen ich als Kind gelitten hatte, gab es nicht mehr. Natürlich widmete ich mich jetzt meiner neuen – wenn man will – »Religion«, der Psychoanalyse, die für mich in eindeutiger Weise zum geistigen Zentrum meines Lebens wurde, natürlich auch in Verbindung mit dem Mann, den ich liebte; eine dauerhafte Beziehung mit ihm einzugehen war jedoch lange nicht in Sicht.

Dass mein unbewusster Wunschvater dem verstorbenen Verlobten meiner Mutter gleichen sollte, ist rückblickend kaum zu übersehen. Ich suchte ihn in meinem langjährigen Freund, den ich zu meiner Mutter schickte, um sie »glücklich« zu machen, und den ich ihr schließlich überließ. Ich suchte ihn offenbar auch in meinem späteren Mann, den ich jedoch für mich selbst erobern und behalten durfte. Dass in

diesem Fall viele Schuldgefühle ödipaler Natur zu bewältigen waren, er war – symbolisch – schließlich der Verlobte meiner Mutter, um selbst »glücklich« sein zu dürfen, dafür hat mir meine Analyse die Augen geöffnet.

Die Psychoanalyse blieb lange der Inhalt meines intellektuellen Lebens, auch meines Lebens mit mir selbst, denn ich glaubte mich nicht nur besser, sondern in einer bisher unbekanntem Tiefe und Einsicht durch sie verstanden und Erkenntnisse gewonnen zu haben, die mir bisher verschlossen geblieben waren. Ich erkannte, wie vielfältig und oft widersprüchlich mein Verhalten von unbewussten Motiven und Phantasien bestimmt war, ich lernte, mit mir selbst toleranter, »gnädiger« zu sein, Ambivalenz zu ertragen. Anderen gegenüber fiel mir das seit jeher weniger schwer – es sei denn, es handelt sich um Misshandlung Schwächerer oder um Heuchelei, um Beharrung auf Betrug und Selbstbetrug, auf Lüge, brutaler Gewalt, von der das Nazireich beherrscht war.

Als ich dann schließlich in einer Familie lebte, meinen Sohn zu mir nehmen konnte, war ich übergelukkig. Mit diesem meinem Glück verband sich aber kein Unglück meiner Mutter, im Gegenteil, sie liebte meinen Sohn und seinen Vater gleichermaßen und wurde auch von diesen entsprechend wiedergeliebt, was wollte ich mehr?

Der »Sinn meines Lebens«, meine Mutter glücklich zu machen, hatte sich nun schon lange in das Bestreben, erkenne dich selbst, verwandelt, dem sich mit dem Älterwerden der Wunsch verband: Erkenne deine Zeit, wie wurde ich, was ich bin, wie konnte ich dieses Jahrhundert verstehen lernen, dessen Zeuge ich war? Im 20. Jahrhundert gab es zwei Weltkriege, zwölf Jahre Hitler-Deutschland, den Völkermord und Abermillionen Tote. In demselben Jahr-

hundert erlebten wir die Vertiefung der Aufklärung durch die Wissenschaft der Psychoanalyse, die das Unbewusste und damit die Welt der Gefühle und Affekte ins Licht bewusster Erkenntnis führte. Dieses »Erkenne dich selbst und deine Zeit« macht glücklich und traurig zugleich, die Wissenschaft der Psychoanalyse entstand in eben dem Jahrhundert, in dem es die Realität von Auschwitz gab.

Mir ist klar, dass das Leben nur den Sinn hat, den man ihm gibt, und die Klagen über ein Dasein, das seinen Sinn nicht preisgibt, Ausdruck der Passivität des Denkens und der Unfähigkeit sind, Verantwortung für sich und sein Leben zu übernehmen.

Die Psychoanalyse, lange Zeit zentraler Inhalt meines Lebens, blieb es in vielem, verlor aber ihre »religiöse« Bedeutung. Mit Hilfe meines psychoanalytisch geschulten Denkens erkannte ich, wie sich aus einer Wahrheit die Erkenntnis anderer Wahrheiten ergibt. Die Zeit änderte sich und mit ihr die Fragen und möglichen Antworten wie diejenige, ob und wie wir verstehen konnten, was gerade hinter uns lag. Langsam wurde das Ausmaß des Zivilisationsbruchs, den die zwölf Jahre Hitler bedeuteten, nicht nur dem Ausland, sondern auch uns selber immer deutlicher vor Augen geführt. Wer während des Krieges den englischen Rundfunk gehört hatte, im Ausland gewesen war, aber auch im Inland die Augen und Ohren offen hielt, dem war schon in der Zeit des Krieges vieles von den Verbrechen an der Ostfront und in den KZs bekannt.

Als die Deutschen nach Kriegsende mit den Gräueltaten der KZs konfrontiert wurden, bauten die meisten von ihnen gegen deren Zurkenntnisnahme eine seelische Mauer des Verdrängens auf, die bis in die achtziger Jahre standhielt. Selbst diejenigen, die dabei gewesen waren, Opfer wie Tä-

ter, schienen sich gegen die Erinnerung zu wehren. Es dauerte Jahrzehnte, bis die Erinnerung an die Verbrechen der Nazis langsam, aber unausweichlich ihren Weg in die Köpfe aller Deutschen fand. Heute gibt es hierzulande kaum jemanden klaren Sinnes, der die Tatsache der Konzentrationslager leugnet, es sei denn, er oder sie ist durchweg nicht bereit, sich mit Wirklichkeiten zu konfrontieren. Ohne Hitler keine Bomben, erinnerte kürzlich eine die Bombardierung Dresdens überlebende Jüdin an die Realität der Geschichte, nachdem vom Bomben-Holocaust Dresdens die Rede war.

Alexander und mich verband der Wunsch zu verstehen, wie ein Kulturvolk so tief fallen konnte, mit anderen Worten: Wie war Auschwitz möglich? In die 1950 gegründete Abteilung für Psychosomatische Medizin der Universität Heidelberg kamen viele Patienten, die das Elend des Kriegs erlebt hatten, aber so gut wie keiner äußerte von sich aus, was er noch vor wenigen Jahren durchgestanden, mit angesehen oder an dem er oder sie teilgenommen hatte. Alexander Mitscherlich war der Leiter der Abteilung, wir hofften, durch Gespräche und Krankengeschichten der Patienten, die sich einer Behandlung unterzogen, mehr von deren psychischer Verarbeitung der Kriegserlebnisse zu erfahren. Alexander Mitscherlich hatte schon als Vertreter der deutschen Ärzteschaft im Nürnberger Prozess dafür plädiert, die dort Angeklagten intensiv psychologisch zu befragen und zu erfassen, welche seelischen Voraussetzungen »normale« Ärzte motivieren, ihrem ärztliche Ethos zuwider zu handeln, menschlichem Leben seinen Wert abzusprechen und es für ihre »Forschung« zu missbrauchen. Für sein Ansinnen fand er in Nürnberg kaum Verständnis, und auch bei unseren Patienten hatten wir damit nur in den seltensten Fällen Erfolg. Über alles wurde gesprochen, nur nicht über den Krieg, so-

fern es etwas über die Verbrechen der Nazis zu berichten gab.

Als wir 1967 das Buch *Die Unfähigkeit zu trauern* veröffentlichten, hatten wir uns bereits seit vielen Jahren mit dem Verhalten vieler Deutscher während und nach dem Kriege auseinandergesetzt und zahlreiche Diskussionen im In- und Ausland darüber geführt. Es war ein erster Schritt, um die Reaktionen der Deutschen auf die Entzivilisierung eines Kulturvolkes in den zwölf Jahren des Hitlerreichs begrifflich fassen zu können. Der plötzliche Identifikationsbruch 1945 wurde mit Derealisierung der jüngsten Vergangenheit beantwortet. Schließlich hatte es in Deutschland – der verspäteten Nation – nur über wenige Jahre zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg die Möglichkeit einer Identifikation mit Demokratie gegeben, die nie gelang. Ressentiments wegen Versailles, Minderwertigkeitsgefühle den gefestigten europäischen Nationen gegenüber, Sehnsucht nach dem »Retter«, einem Kaiserersatz, siegten über das nüchterne Denken. Ausgerechnet den ressentiment- und komplex-beladenen Versager Hitler hatten sich die Deutschen zum »Gott« gewählt. Goebbels' zynische, von Hitler unterstützte Propaganda hatte ihre Wirkung auf die von beiden so verachtete Massen nie verfehlt, so etwas wie Wahrnehmung der Realität war den meisten Deutschen verlorengegangen. Bis zum Ende hielt der wirklichkeitsfremde Glaube an den Führer und seine Wunderwaffen mehr oder weniger an. »Genießt den Krieg, der Friede wird fürchterlich«, ein während des Kriegs oft gehörter Zynismus, zeigt allerdings, dass manchen Deutschen durchaus bewusst war, welche schrecklichen Verbrechen in deutschem Namen begangen wurden und welche Reaktionen sie zu erwarten hatten. Mit der bedingungslosen Kapitulation und dem totalen Identifikati-

onsbruch muss das Gefühl von Leere und Elend überwältigend gewesen sein, alles verschwand in einer Art Nebel, die Erinnerung konnte mit Hilfe eines fast manischen Wiederaufbaus verdrängt werden. Mit Beginn des Kalten Krieges gab es die Möglichkeit einer Identifikation mit den Amerikanern, die begierig aufgegriffen wurde.

Das »Wirtschaftswunder« tat das Seine dazu. Die Moral der fünfziger Jahre war kleinbürgerlich, das Niveau provinziell. Von dem Wissen um die Psychoanalyse und die Kultur in den Jahren vor Hitler war nichts mehr vorhanden. Die Psychoanalyse wurde als unwissenschaftlich angesehen, von ihrer Weiterentwicklung in den USA und England wusste man nichts. Wenn man überhaupt Notiz von ihr nahm, wurde sie von den arroganten, aber ahnungslosen deutschen Professoren als »veraltet« abgetan. Erst langsam kam die Psychoanalyse wieder in Mode, dann aber mit Vehemenz. Dass sie heute oft totgesagt wird, ist wohl auch darauf zurückzuführen, dass ihre Erkenntnisse und Begriffe ins kollektive Bewusstsein aufgenommen wurden und oft zu Schlagworten verkommen sind. Auch haben sich innerhalb der Psychoanalyse neue Richtungen gebildet, die hier und da zu einer babylonischen Sprachverwirrung führten.

Als die Deutschen in den fünfziger Jahren wieder ins Ausland fahren konnten, waren sie hochgradig erstaunt, dass dort nichts vergessen war. An die Vergangenheit erinnert zu werden wurde nur als Böswilligkeit der ressentimentgeladenen Nachbarvölker ausgelegt. Welche Auswirkungen diese Verdrängungen auf die Volksseele, auf den Einzelnen und damit auf uns selbst hatten, damit haben wir uns über viele Jahre beschäftigt. Die Zeiten ändern sich und mit ihnen das Zeitgefühl. Als Kind und Jugendlicher kann »Zeit« sich endlos dehnen, im Alter kann sich das wiederholen, meis-

tens aber fliegt sie dahin, ohne dass man recht weiß, wohin. Obwohl jedermann weiß – mit Schrecken oder Erleichterung –, dass jeder Augenblick immer der letzte ist und nie wiederkehren wird, stellt er sich diesem Wissen nur selten.

Die Zeit, in der die Wissenschaft dem Ziel lebte, die Menschen von Hunger, Elend und Krankheit zu befreien, sind vorbei. Wissenschaft und Ethik sind in Konflikt miteinander geraten. Die Atombombe wurde gebaut, welche Zerstörung sie anrichtete und welche sie noch anrichten kann, wissen wir. Die Genforschung hat sich so weit entwickelt, dass sie Gott zu ersetzen droht, was die »Herstellung« von Menschen betrifft. Erwin Chargaff sagt dazu: »Zwei verhängnisvolle wissenschaftliche Entdeckungen haben mein Leben gezeichnet: 1. Die Spaltung des Atoms, 2. Die Aufklärung der Chemie der Vererbung. In beiden geht es um Mißhandlung eines Kerns: des Atomkerns, des Zellkerns. In beiden Fällen habe ich das Gefühl, daß die Wissenschaft eine Schranke überschritten hat, die sie hätte scheuen sollen.«<sup>3</sup> Das 20. Jahrhundert mit seinen wissenschaftlichen und technischen Möglichkeiten, seiner Atombombe, seiner Fähigkeit, organisierten Massenmord zu begehen, ist wohl das grausamste und blutigste Jahrhundert, seitdem es eine menschliche Geschichte gibt. Das konnte auch die Weiterführung der Aufklärung durch die Psychoanalyse als eine Aufklärung des bewussten und unbewussten Denkens und Fühlens, der Motive unseres Handelns, nicht verhindern.

Ich habe mich bemüht, mit Hilfe der Psychoanalyse darzustellen, warum ich im Laufe meines Lebens Entscheidungen traf, die ich erst nachträglich zu verstehen in der Lage zu sein glaube. Welche bewussten und unbewussten Phantasien, welche Ereignisse meiner Kindheit oder besser: aufgrund welcher Deutungen dieser Ereignisse ich lebenswich-

tige Entscheidungen traf oder warum ich meine Bücher schrieb, versuchte ich zu ergründen.

Deutschland als meinem Mutterland wollte ich die Notwendigkeit zu trauern nahebringen, um ihm einen reiferen Umgang mit sich und seiner Geschichte zu ermöglichen, statt dass es im Angesicht von Schuld und Zerstörung in Melancholie versinkt oder in Abwehr der Schuld seelisch verhärtet. Und das ist ja dann auch hier und da gelungen. Heute wird der einstige »Weltfeind« Deutschland als die Nation angesehen, die sich wie keine andere mit ihrer Vergangenheit auseinandersetzt, Erinnern und Trauern sind möglich geworden. Die heutige Jugend hat allen Umfragen zufolge einen grundsätzlichen Lernprozess durchgemacht. Sie ist in ihrer Mehrheit dazu bereit, die Verantwortung dafür zu übernehmen, dass nie wieder vorkommt, was vor 1945 geschehen ist.

In diesem Bericht ist mein Vater viel zu kurz gekommen; dabei hat er zu meiner Wahrnehmung der Qualität objektiven, nüchternen Urteilens und dessen, was mitmenschlicher Anstand für die Moral einer Gesellschaft bedeutet, viel beigetragen. Je älter ich werde, umso näher rückt er mir. Er war es, der mir bei dem schmerzlichen Prozess der Entidealisierung meines einst so hochbewerteten Ideals »Deutschland« innerlich beigestanden hat. So ist er mir doch noch zum Vorbild geworden.

Letztlich waren es Freud und seine Psychoanalyse, die mir den Weg der Selbst- wie Fremderkenntnis möglich machten und mich vor der Entwicklung eines falschen Bewusstseins bewahrten.

Mit der »Erinnerungsarbeit« habe ich mein Bemühen bis heute weitergeführt, die deutsche Nachkriegszeit, was aus der »Unfähigkeit zu trauern« wurde, zu verstehen. Ähnlich versuchte und versuche ich mir Gedanken darüber zu ma-

chen, warum den Frauen ihre Emanzipation so schwerfällt, ob es nur an der männlichen Gesellschaft liegt, die ihr eigenes Prinzip so ausgedehnt hat, dass die Opfer die Frauenfrage gar nicht mehr zu stellen vermögen, oder ob und warum wir als Frauen uns selbst daran hindern, unsere Rechte zu erkennen und durchzusetzen.

Nach Sinn und Wert des Lebens an sich zu fragen ist gewiss »unsinnig«, dagegen ist Einsicht in psychische Konflikte, die unsere Gefühle, unsere Verhaltensweisen, unser »Schicksal« beeinflussen – also unsere Suche nach Selbsterkenntnis –, ein zentrales, menschliches Bedürfnis. Diese ist auch »Sinn« oder Ziel der Psychoanalyse, die davon ausgeht, dass die Fähigkeit, eigene Probleme zu verstehen, heilend wirkt. Das lässt sich meines Erachtens auch auf Phänomene der Gesellschaft übertragen, die nach wie vor zu einer Weltsicht neigt, in der das Eigene das Ideale und das Fremde das Böse ist. Einfühlungs- und Liebesfähigkeit – den Frauen mehr als den Männern zugesprochen – bleibt davon abhängig, ob wir lernen, den anderen als anderen wahrzunehmen und dem Eigenen entsprechend zu achten oder ob wir gerade durch das andere des anderen neuen Sinn erkennen können.